

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1914

19 (23.1.1914) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 6

Der Narren-Petter.

Von Felix Moeschlin.

Der Färg-Petter hatte den Kopf hängen lassen. Das Malen war keine Freude gewesen. Wenn er nicht mehr malen durfte, dann hatte er keine Freude mehr.

In seiner Stütte war jedes verfügbare Plätzchen bemalt. Das hatte er schon in seiner Jugend getan.

Was es denn wirklich keinen Menschen mehr, der eine Wand hatte oder ein Kästchen, eine Uhr, eine Türe, einen Kasten, einen Schrank, eine Hochzeitskrone oder nur eine kleine Spanschachtel wenigstens, die er bemalt haben wollte?

Denn das Fiedlein muß hüpfen und der Vogel muß fliegen und der Färg-Petter muß malen.

Aber da wurde er auf einmal von einer großen Hoffung erfüllt, denn das neue Schulhaus hatte viele große Wände, die doch sicher nicht weiß gelassen werden konnten. Denn die Kinder haben Blumen und Bilder gern, und ihr Anblick macht sie froh. Wenn sie aber den ganzen Tag auf eine weiße Wand hinstarren müssen, dann werden sie mühselig und dumm.

Und er ging hin und erbot sich, alle Wände voll Blumen und Bilder zu malen, und es sollte die Schule keinen Pfifferling kosten.

Aber man lachte ihn aus und sagte, daß man die Kinder nicht zur Lüge und zur Unwahrheit und zum Gefallen an Junkereien erziehen wolle, das tue in der gegenwärtigen Zeit nicht gut, und eine weiße Wand sei das Beste, denn sie wirke nicht zerstreudend und gebe der Phantasie keinen Anlaß zu Seitenspringen.

Er nahm sich vor in die Welt hinauszuzwandern, aber man sagte ihm, daß es draußen noch schlimmer sei. Und wenn er sich daran erinnerte, daß der Amerika-Johann von dorthin gekommen war, so glaubte er es ohne weiteres.

Und er saß vor seiner Stütte und sah zum Himmel auf und jammerte, daß es keinen Fleck mehr gebe auf Gottes Erdboden, worauf er seine Blumen malen dürfe. Und der Himmel war lang und breit und tief und hatte viel Blau in seiner Kuppel, die zur Rechten auf einem Berge stand und zur Linken auch.

Und er dachte: Ach wenn ich nur den Himmel vollmalen dürfte, wieviel Platz wäre das nicht für Blumen und Bilder, ich hätte für mein ganzes Leben lang genug zu tun. Aber mein Arm ist zu kurz, ich reiche auch mit dem längsten Winkel nicht hin, und der Herrgott hat die Arbeit schon besorgt. Und gar nicht so übel, obwohl ich dort oben noch nie so lustige Blumen gesehen habe, wie ich sie himmeln könnte.

Und als er genug in den Himmel geschaut hatte, schaute er wieder auf die Erde, wie es dem Menschen geziem. Da wußte er plötzlich, was er bemalen konnte. Denn die Erde läßt einen nie im Stich.

Hatte er nicht eine graue Stütte und einen Stall mit einem Kühlein und ein Holzhaus und auch noch ein an-

deres kleines Häuschen, von dem man nicht gerade mit dem Pfarrer spricht und das doch auch wichtig ist und gar nicht zu verachten, wenn man bedenkt, daß nichts auf Erden un- nützig ist und alles seinen Sinn und seinen Zweck hat.

Und außer diesen vier Dingen besaß er auch eine Wiese bis zur Landstraße hin, mit zwei krüppeligen Apfelbäumen und vielen großen Steinen.

Wieviel war da noch zu bemalen! Und von dem Tage an ward er wieder seines Lebens froh und malte vom Morgen bis zum Abend. Und wenn man bedenkt, daß Sommers über die Tage so lang sind, daß die Nacht kaum mehr dazwischen Platz hat, so wird man begreifen, daß es nicht wenig war, was er zusammen- malte.

Jedes Häuslein wurde rot. Das war Geseh und festge- macht in ihm von alters her. Aber jeder Wallen kriegte auf dem roten Grunde noch seine besonderen Blumen hin- zu, so daß die Leute die Hände über dem Kopfe zusam- menschlagen, wenn sie vorübergingen und die bunten Fir- lenden sahen, die der Färg-Petter um sein armseliges Haus gewunden hatte, und auch um das kleine überbe- rüchtigte Häuschen, was sie am merkwürdigsten ste.

Und dann nahm er Bürste und Wasser und wusch die großen grauen Steine rein, so daß alle Flechten von ihnen abfielen. Und dann bemalte er jeden mit einer starken Farbe. Und auf dem roten und blauen oder grünen Grund oder auch auf dem gelben setzte er seine Blumen und biblischen Figuren hin, je nachdem sie Blag hatten.

Als das die Leute sahen, schüttelten sie die Köpfe und schlugen verwundert die Hände zusammen und deuteten vielsagend auf die Stirne.

Der Färg-Petter aber, der ausgelesen hatte, als sei er schon hundert Jahre alt, legte auf einmal einige zwanzig Jahre ab, so daß man ihn kaum wieder erkannte.

Und als er die Steine bemalt hatte, so daß kein graues Fiedlein übrig geblieben war, nahm er die Wärme in Arbeit. Und jeder Stamm bekam seine Farbe und jedes Blättchen seinen Fleck, daß man glaubte, man sei in einem Zaubergarten.

Die Leute standen eine halbe Stunde lang still, wenn sie vorübergingen und trauten ihren Augen nicht. Schließ- lich aber mußten sie doch daran glauben, daß es Wirklich- keit sei und brachten den staunenden Mund kaum wieder zu. Und als sie ihn endlich wieder zugebracht hatten, sag- ten sie leise und wie verflört: „Der Färg-Petter ist verriickt.“

Der Bildermaler aber legte wieder zwanzig Jahre von sich ab und sah nun beinahe schon so aus, wie es seinem richtigen Alter entsprach.

Und dann zog er sein Kühlein aus dem Stall ans Son- nenlicht, und das Kühlein war blütenweiß, denn er hatte immer auf Reinlichkeit gehalten, und sein Stall war sauberer als manche Wohnstube. Und das blütenweiße Küh- lein sah er lange prüfend an und überlegte sich zur Ge- nüge, wie er die Blumen auf seinem Leibe verteilen müsse, damit sich alles am besten ausnehme. Und dann warf er dem Kühlein das beste Heu unters Maul und bisetzte ihm die Blumen auf den Leib, wie er es sich ausgedacht hatte, oben und unten, auf beiden Seiten und vorn und auch hinten.

Und als die Leute das bemalte Kühlein sahen, da atme- ten sie auf wie erkältet und lachten über das ganze Gesicht und sagten laut: „Er ist verriickt geworden, Holz der Teufel, er ist verriickt geworden!“ Und sie schlugen sich aufs Knie, so lustig dünkten sie das, und lachten darauflos, daß es ihnen im Magen weh tat. Und von da an nannten sie ihn nur noch den Narren-Petter!

Der ober hob die Schulter wieder um ein beträchtliches und wusch ein paar Falten aus der Stirn, und so jung sah er aus, daß man ihn für viel jünger hielt, als er eigent-

hof, den Ortsgesundheitsrat, die Deputationen für die Volksschule, die Fortbildungsschule, die technische Lehranstalt und die höheren Schulen, für die Stiftungen usw. sollen weibliche Vertreter gewählt werden, sobald die in Ortsräten, Stiftungsbestimmungen usw. enthaltenen formalen Schwierigkeiten beseitigt sind. Das hat freilich die immer reaktionärer gewordene Hessische Regierung erst zu genehmigen. Jedenfalls ist auch hier wieder die sozialdemokratische Stadtverordnetenmehrheit mit einer bedeutenden fortschrittlichen Neuerung vorangegangen. Man darf neugierig sein darauf, in welchem Umfange die bürgerlichen Stadtvertretungen Hessens, die meist liberal sind, dem werten Beispiel folgen werden.

Kleine Nachrichten.

Beeinflussung der chronischen Krankheiten durch Schwangerschaft und Geburt. Im deutschen Verein für Volkshygiene — Karlsruhe — sprach am 16. d. M. Herr Frauenarzt Dr. F. H. M. über vorstehendes Thema. Ausgehend von der Tatsache, daß der Gesundheitszustand einer der wichtigeren Faktoren, nämlich der Gesundheitszustand der Ehepartner ganz außer Acht gelassen wird, weist der Vortragende auf die Notwendigkeit hin, weiteren Kreisen die Kenntnis zugänglich zu machen, wie der Körper von schwächlichen chronischen Krankheiten oder erblich belasteten durch eine Schwangerschaft beeinflusst wird. Nach Besprechung der bei jeder Schwangerschaft durch eine Schwangerschaft hervorgerufenen Veränderungen im ganzen Körper und der größeren Inanspruchnahme der wichtigen Organe, vor allem des Herzens und der Nieren, wird des näheren der Reihe nach ausgeführt, wie eine Schwangerschaft oft fast stets einen äußerst nachteiligen Einfluß ausübt auf Frauen, die an Lungentuberkulose, chronischer Nierenentzündung, Herzfehlern und anderen Leiden erkrankt sind, wie die Krankheit fast stets verschlimmert und in ihrem Verlauf beschleunigt wird, wie dadurch häufig der Grund zu späterem Siechtum oder Tod gelegt wird und wie auch die Lebensfreude dadurch häufig vernichtet wird, daß Fehl- oder Frühgeburt eintritt. Es wird darauf hingewiesen, daß bei namentlich mit Tuberkulose, Geisteskrankheiten u. a. erblich belasteten eine Schwangerschaft häufig die Veranlassung zum Ausbruch dieser Krankheiten gibt. Die aus dem Vorgetragenen sich ergebenden praktischen Forderungen gipfeln in dem Bestreben, durch vernünftige Erziehung die weibliche Jugend zu stärken und vorzubereiten auf ihren wichtigen Beruf, Mutter zu werden, ferner in der Warnung, durch eine vorheilige Untersuchung den Gesundheitszustand feststellen zu lassen, sowie in dem Hinweis auf die Wichtigkeit der Aufklärung des Publikums über diese Dinge, damit dadurch allmählich einer gesetzmäßigen Regelung der Eheschließungen von gesundheitslichen Standpunkt aus der Boden geebnet wird, wie sie in Amerika in einer Reihe von Staaten schon durchgeführt ist.

*** Frauenvortrag.** Der am Dienstag abend im großen Eintrachtsaal in Karlsruhe vom Verein für naturgemäße Lebens- und Heilweise — Naturheilverein — veranstaltete, nur für Frauen bestimmte Vortrag der Frau Frida Liebert aus Kon- stanz war äußerst zahlreich besucht. Die Rednerin erklärte die große Zweckmäßigkeit und wunderbare Einrichtung des weiblichen Körpers, die sexuellen Aufgaben des Weibes und die Bestimmung zur Mutterschaft, die innige Verbindung des Herzens- und Gemütslebens der Frau mit diesen Vorgängen. Das Weib sollte durch ihre Sexualaufgaben die Befestigung ihrer Gesund- heit erhalten, durch die Mutterschaft die Veredlung ihres Selbst erfahren. Geistige Kräfte, die Weiblichkeit und Mütterlichkeit entfalteten sich, das Weib kommt zur höchsten Glückseligkeit durch das Kind und so schafft die Natur Nützliches und Schönes. Doch wie ist unsere Frauenwelt bestellt? In den meisten Fäl- len sehen wir das Gegenteil. Frauenleiden und Unregelmäßig- keiten gehen aus den natürlichen Vorgängen hervor und bilden allmählich die Ursache zu Nerven- oder Gemütsleiden. Gerade die letzteren sind es, welche das Krankheitsbild zu einem schweren machen, den Organismus zerrütten und die Ehe, das Familien- glück stören. Einige Frauenkrankheiten wurden besprochen, ebenso die Schlaflosigkeit, Migräne, Nervenleiden, wobei Frau Liebert viele Winke und praktische Ratsschläge gab. Die Rednerin wies immer wieder darauf hin, die Gesetze der Natur kennen zu lernen, sie zu beachten und in Krankheitsfällen die naturgemäße Heilweise in Anwendung zu bringen. Bezüglich der Bekämpfung der reizbaren Stimmungen und Nervosität unterrichtete die Red- nerin die Anwesenden in der Wichtigkeit und Notwendigkeit der Selbsterziehung. Sie verlangte Großzügigkeit und Charakter- bildung, verwies auf eine neue Denkart, welche alle Untugenden, Konsequenzen, kleinliches Handeln, Haß, Neid, Garg zu Neugierlichkeiten zu bekämpfen imstande ist, durch welche aber Glück, Freude und Harmonie sich gestalten und somit auf Kran- kheiten, Nervenleiden, Depressionen den günstigsten Einfluß aus-

übe. Welchen Anlaß der vorzügliche Vortrag gefunden, be- weist am besten der überaus herzliche Beifall, den die Rednerin am Schlusse ihrer mit großer Ueberzeugungstreue vorgetragenen Ausführungen erntete. Hoffen wir, daß der Vortrag dazu beigetragen hat, den Frauen den richtigen Weg zur Gesundung zu zeigen.

Von der „Gleichheit“, Zeitschrift für die Interessen der Ar- beiterinnen, ist uns soeben Nr. 9 des 24. Jahrgangs zugegangen. Aus dem Inhalt dieser Nummer heben wir hervor: Unser Tag, Von Luise Bieh. — Der Triumph des Säbels. — Die Tätigkeit der Frau in der Gemeinde. XII. Von Anna Bloss. — Zwei amerikanische „Vergarbeiter-Engel“. II. Annie Clemens. — Ein Jahr der Reaktion und des Imperialismus. I. Von G. W. — Frauenarbeit im Mittelalter. Von August Erdmann. — Verur- sachen der Bürsten- und Pinselmacher. Von H. — Aus der Bewegung: Andreas Scheu zum 70. Geburtstag. — Von der Agi- tation. — Politische Rundschau. Von G. W. — Gewerkschaftliche Rundschau. — Eine Konferenz der Partiumdirektoren. Von H. — Notigenteil: Fürsorge für Mutter und Kind. — Sozialistische Frauenbewegung im Ausland. — Frauenstimmrecht. — Die Frauen in öffentlichen Ventern. — Verhörendes.

Für unsere Mütter und Hausfrauen: Weltge- schichtlich. Von Ludwig Pfau. — Theologische Kritik am Neuen Testament. Von D. Sommer. (Schluß). — Für die Hausfrau. — Feuilleton: Kermool. Von Belle Rolin. (Schluß).

Für unsere Kinder: Winter. Von Max Barthel. (Gedicht). — Von Zeitrechnung und Jahresanfang. II. Von W. S. — Aus Weibels Kinder- und Jugendzeit. — Das Mädel. Von Bobo Wildberg. (Gedicht). — Belgia. Eine nordische Legende. Von Jwan Bunin. (Schluß). — Meisterlügen. Von E. W.

Die „Gleichheit“ erscheint alle 14 Tage einmal. Preis der Nummer 10 Pf. Durch die Post bezogen beträgt der Abonne- mentspreis vierteljährlich ohne Postgeld 55 Pf.; unter Kreuz- band 85 Pf. Jahresabonnement 2,60 Mk.

Die schönsten Mastenanzüge kann man fast umsonst erhal- ten, aber wie ist das zu machen? Sehr einfach. Man nehme die neueste Nummer des tonangebenden Weltmodenblattes „Große Modenwelt“, mit Fächer vignette, Verlag John Henry Scherwin G. m. b. H., Berlin W. 57, zur Hand, suche sich ein passendes Mastenkleid aus den wunderbaren Genrebildern aus, die dies ausgezeichnete Blatt bringt, und fertige sich das Kostüm mit Hilfe des musterergültigen Schnittbogens selbst an. Was diesem Kostüm, Vornehmheit und Billigkeit anbetriefft, ist heute diesem befan- nten Unternehmen sicher nichts an die Seite zu stellen. Jede 1. Monatsnummer liegt ein großes farbenprächtiges Moden- kolorit bei. Abonnements auf „Große Modenwelt“ mit Fächer vignette (man achte genau auf den Titel!) zu 1 Mk. vier- teljährlich, wofür 6 Nummern geliefert werden, nehmen sämt- liche Buchhandlungen und Postanstalten entgegen. Probenum- mern bei erstieren und durch den Verlag John Henry Scherwin G. m. b. H., Berlin W. 57.

Eingegangene Bücher und Zeitschriften.

(Alle hier bezeichneten und besprochenen Bücher und Zei- tschriften können von der Parteibuchhandlung bezogen werden.)

„Das Industriebeamten-Lesebuch 1914“, das der Bund der technisch-industriellen Beamten herausgegeben hat, und das vom Industriebeamten-Verlag, Berlin W. 52, Werkstraße 7, zu beziehen ist (Preis 1,50 Mk.), ist Kalender und Lexikon zugleich. Wirtschaftlich- und sozialpolitische Rückblicke fassen die Ereignisse des vergangenen Jahres kritisch zusammen; eine Reihe von Spezialartikeln sachkundiger Autoren informieren über alle für die Arbeitnehmer- und insbesondere die Angestell- tenbewegung bedeutsamen Zeit- und Tagesfragen. Für das politische Nachschlagebedürfnis sorgt ein Auszug aus der Reichsverfassung, eine Darstellung der Verfassung und Verwal- tung der Bundesstaaten, eine Sammlung der Programme aller größeren, politischen Parteien Deutschlands. Der praktische juristische Teil bringt ein ausführliches Rechtslexikon, eine Darstellung der Sozialversicherung und die Auszüge zahlreicher Gesetze. Dem praktischen Informationsbedürfnis dienen weiter Einkommensteuerstabellen für alle größeren Bun- desstaaten (nebst den neuen Bestimmungen über den Wehr- beitrags), ein Ortsregister, das über Lebensmittel- und Wohnungspreise, Schul- und Steuerverhältnisse in mehr als 500 Orten des In- und Auslands Auskunft gibt, ein Verzeich- nis der Organisationen der Arbeiter und Arbeitnehmer sowie der wichtigsten industriellen, sozialpolitischen und Wohl- fahrtsvereine. Der Kalender des „B. t. i. B.“ gebet unverfä- lisch zu den gebiegensten und reichhaltigsten Lesestunden seiner Gattung



Ich war, und glauben mußte, der Pfarrer habe anno dazumal beim Schreiben des Geburtscheines einen Jahreszahlfehler gemacht.

Weil aber Wind und Wetter stets fest an der Arbeit waren die bunten Blumen und biblischen Figuren auf Wällen und Steinen und Baumstämmen wegzuwaschen, und auch das Klülein seines Farbenschnittes nicht sehr achte, sondern sich in den Mist legte wie zuvor, besonders hinten, so hatte der Büro-Pfarrer genug zu tun, all das Beschädigte mit Neubemalen zu verbessern.

Und das erhielt ihn jung und froh.

Sind Naturgesetze veränderlich?

Von Henri Poincaré.

Wie wäre es, wenn die Menschheit durch längere Zeiträume bestehen könnte, als gewöhnlich angenommen wird; lange genug, um die Naturgesetze unter ihren Augen sich verändern zu sehen? Oder noch besser, wenn die Menschen dazu gelangten, genügend empfindliche Instrumente zu bauen, um die Veränderung, so langsam sie auch sei, schon im Verlaufe weniger Menschenalter wahrnehmbar zu machen? Dann wären es nicht mehr Schlüsse und Folgerungen, sondern unmittelbare Beobachtung, auf der unsere Kenntnis von den Veränderungen der Naturgesetze ruht. Würden dann nicht alle vorangegangenen Ueberlegungen, alle frühere Naturforschung, zu nichts? Die Aufzeichnungen, in denen die Erfahrungen unserer Vorfahren niedergelegt waren, wären dann auch nichts anderes als Ueberreste aus der Vergangenheit, die uns von eben dieser Vergangenheit nur eine indirekte Kenntnis vermitteln würden. Die Urkunden der Vergangenheit sind für den Geschichtsforscher das, was die Vertiefungen für den Geologen sind, und die Werte der Forscher vergangener Zeiten waren eben auch nichts anderes, als Urkunden aus der Vergangenheit. Sie würden uns über das Denken jener Forscher nur in dem Maße Aufschluß geben, wie diese Menschen von einstmaligen denen von heute ähnlich waren. Wenn die Naturgesetze sich wirklich ändern würden, dann wäre das Univerzum in allen seinen Teilen diesem Einflusse unterworfen, und auch die Menschheit könnte sich ihm nicht entziehen. Selbst wenn man annimmt, daß sie in der neuen Umgebung hatte weiterleben können, so hätte sie sich doch notwendigerweise ändern müssen, um sich ihr anzupassen. Und so wäre uns die Sprache der Menschen von einstmalig unverständlich geworden; die Worte, derer sie sich bedient haben würden, hätten keinen Sinn mehr für uns, oder doch einen anderen. Geschloßte Ähnlichkeiten nicht schon nach wenigen Jahrhunderten, obwohl die Naturgesetze indes ungeändert geblieben sind?

Und so verfallen wir stets in den gleichen Zweifelszustand: Entweder bleiben die Dokumente von ehedem uns vollkommen verständlich, und das wird dann der Fall sein, wenn die Welt sich gleichgeblieben ist — dann werden sie uns aber auch nichts Neues lehren können. Oder aber sie sind zu entzifferbaren Rätseln geworden, dann können sie uns überhaupt nichts anderes lehren, als daß die Gesetze sich geändert haben, wir wissen, daß nicht einmal soviel nötig ist, um sie uns zu toten Buchstaben zu machen.

Uebrigens würden solche Menschen von einstmalig, ebenso wir wir, stets nur eine bruchstückweise Kenntnis der Natur haben besitzen können. Wir werden stets ausreichende Mittel finden, um zwei Bruchstücke, wenn sie unversehrt sind, passend aneinanderzufügen; um wieviel eher noch, wenn uns von der fernen Vergangenheit nur ein verblaßtes, ungenaues und halbverwischtes Bild erhalten ist?

Ich nehme eine Welt an, deren Bestandteile eine so vollkommenere Wärmeleitfähigkeit besitzen, daß sich die Temperatur ganz ausgleiche. Dann wäre überall in ihr die Verteilung von dem, was wir Temperaturunterschied nennen; in ihren Abhandlungen über Physik gäbe es kein Kapitel über Temperaturmessung.

Stellen wir uns nun vor, daß diese Welt sich durch

Wärmeausstrahlung langsam abkühle. Die Temperatur wird überall gleichförmig verteilt bleiben, sie wird aber im Laufe der Zeit sinken. Angenommen, ein Bewohner dieser Welt verfallt in einen Schlaf, aus dem er nach Jahrhunderten erwacht; wir wollen, da wir schon so vieles angenommen haben, noch die Möglichkeit einräumen, daß er auch in der etwas kälteren Welt zu leben vermöchte und sich die Erinnerung an den früheren Zustand bewahrt haben würde. Er würde sehen, daß seine Nachkommen fortwährend physikalische Abhandlungen zu schreiben, daß auch sie nicht von Temperaturmessung reden, daß aber die Gesetze, die sie lehren, durchaus verschieden sind von jenen, die er kannte. Ihn z. B. hatte man gelehrt, daß Wasser unter einem Drucke von 10 Millimeter Quecksilberhöhe kocht; die neuen Physiker aber würden beobachten, daß, um es zum Kochen zu bringen, der Druck bis auf 5 Millimeter herabgesetzt werden muß. Körper, die er einst flüssig kannte, werden sich nunmehr in festem Zustande vorfinden und so fort. Die gegenseitigen Beziehungen der Bestandteile dieser Welt, die von der Temperatur abhängen, werden, da diese sich ändert hat, durchaus umgestoßen sein.

Sind wir nun aber sicher, daß es nicht irgend eine physikalische Größe gibt, die ebenso unbekannt ist, wie die Temperatur den Bewohnern jener eingebildeten Welt? Wissen wir, ob jene Größe sich nicht stetig ändert, wie die Temperatur einer Kugel, die ihre Wärme durch Strahlung verliert, und ob nicht diese Aenderung eine Aenderung aller Naturgesetze nach sich zieht? —

So vollkommen die Wärmeleitfähigkeit auf jenem Planeten sei, so wird sie doch zweifellos nicht ganz vollkommen sein, sodaß Temperaturunterschiede, wenn auch außerordentlich geringe, immer noch möglich sein werden. Sie würden lange Zeit der Beobachtung entgehen, aber es käme vielleicht der Tag, wann man noch empfindlichere Meßapparate erfinden und ein genialer Physiker diese fast unmerklichen Unterschiede der Beobachtung zugänglich machen würde. Eine Theorie würde aufgestellt werden; man würde erkennen, daß diese Temperaturabweichungen Einfluß auf alle physikalischen Erscheinungen haben und schließlich würde irgend ein Denker, dessen Auffassung den meisten seiner Zeitgenossen gewagt und kühn erscheinen würde, die Behauptung aussprechen, daß die mittlere Temperatur der Welt sich im Laufe der Vergangenheit geändert haben könne, und mithin auch alle damit in Verbindung stehenden Naturgesetze.

Können wir selbst nicht auch eine ganz ähnliche Sache erleben? Die Grundätze der Mechanik z. B. wurden lange Zeit hindurch als absolut betrachtet. Heute sagen manche Physiker, daß sie geändert, oder vielmehr erweitert werden müssen; daß sie nur mit großer Annäherung richtig sind für die Geschwindigkeiten, an die wir gewohnt sind; daß sie aber aufhören werden, es zu sein für Geschwindigkeiten, die mit der Lichtgeschwindigkeit vergleichbar sind. Sie stützen ihre Auffassungsweise auf gewisse, mit Hilfe des Radiums gewonnene Erfahrungen. Die alten Gesetze der Bewegungslehre bleiben nicht weniger praktisch richtig für die Welt, die uns umgibt.

Unter dem Titel „Rechte Gedanken“ ist vor einigen Wochen eine deutsche Uebersetzung der letzten Vorträge und größeren Aufsätze von Henri Poincaré bei der Akademischen Verlagsgesellschaft in Leipzig erschienen (Preis 1,50 Mk.), denen Wilhelm Ostwald ein Geleitwort gibt, in dem er den erschütternden Eindruck schildert, den die Todesnachricht im Sommer 1912 auf die zahlreichen, zur Vierteljahrtausendfeier der Londoner königlichen wissenschaftlichen Gesellschaft versammelten Gelehrten aller Länder machte. Henri Poincaré war wohl der Bedeutendste aus der Gelehrtenfamilie dieses Namens — der jetzige französische Präsident ist sein Bruder —; er war einer jener seltenen universell gebildeten Männer, die nicht bloß ihr Spezialgebiet beherrschten, sondern auch die angrenzenden großen Wissensgebiete, und in allen Fächern der exakten Naturwissenschaften ihre schöpferische Tätigkeit entfalteten. Poincaré war nicht bloß einer der großen Mathematiker, sondern auch eine erste Größe auf den schwierigen Gebieten der Himmelsmechanik, sowie der

theoretischen Physik. Was er anrührte, bekam daher stets einen ausnehmend allgemeinen Charakter, umsomehr, als er die wissenschaftliche Sprache mit großer Eleganz handhabte. Naturgemäß schwebte der große Forscher immer auf den obersten Höhen seiner schwierigen Wissenschaften, sodaß es dem Unbemerkten leider meist unmöglich ist, dem genialen Gedankenfluge zu folgen. Aber gerade diese „Rechten Gedanken“ bieten einige allgemein verständliche Aufsätze, bei denen der Laie Gelegenheit hat, sich mit Genugdarein zu verlesen. Verlesen ist allerdings nötig, das beweisen auch die hier wiedergegebenen gekürzten Stücke aus dem ersten Aufsätze: „Sind die Naturgesetze veränderlich?“ Mit Recht betont Poincaré gleich zu Anfang seiner Ausführungen, daß die Annahme der Veränderlichkeit der Naturgesetze für die Forscher ausgeschlossen bleiben muß, weil sie sonst die Möglichkeit einer Forschung von vornherein leugnen würden. Aber welche Gedankenfülle er selbst trotz dieser feststehenden Ablehnung auch bei diesem Gegenstande beizubringen vermag, dafür gibt dieser erste Aufsatz ein glänzendes Zeugnis.

H. Hintz.

Für unsere Frauen.

„Im Reich gibt's Sturm“ . . .

k. r. Auf der ganzen Linie der Arbeiterfeinde bereitet man sich gegenwärtig vor, einen der bössartigsten Felzüge gegen die organisierten Arbeiter und ihre Verbände zu unternehmen. Gutbezahlte und bestellte Geschäftsführer und Agenten von Unternehmern und Industrieredaktionen sammeln Material, tragen einen Haufen von meistens schamlos erjundenen Schauererzählungen zusammen, halten Reden, lancieren Artikel in die Presse, suchen mit allen Mitteln in der Öffentlichkeit die Meinung zu erwecken, daß die nicht gewerkschaftlich organisierten Arbeiter nicht genügend geschützt sind und in der verächtlichsten Weise von der organisierten Arbeiterschaft tyrannisiert und geschädigt würden. Der Zweck dieses hubenhaften Verläumdereisbühnes ist, vom Reichstag neue Strafgesetze gegen die Gewerkschaften zu erzwängen, damit diese in ihrer Tätigkeit gehemmt und ganze Scharen gewerkschaftlich organisierter Arbeiter in die Gefängnisse gebracht werden können.

Auffälligerweise wird diese ganze Sache nicht einmal von den unorganisierten Arbeitern inigiert, die angeblich geschützt werden sollen; die fühlen sich vollkommen sicher. Selbst die total verblumten und unmoralischen Subjekte, deren es in nicht geringer Zahl unter den sogenannten Arbeitswilligen gibt, sind völlig überzeugt, daß sie sich ungestraft alle nur möglichen Uebergriffe erlauben dürfen. Stammt doch von einem dieser Elemente das Wort: „Wir Arbeitswilligen können einen toß schlagen!“ Und tatsächlich ist zweien solcher Arbeitswilligen, von denen einer in Burg bei Magdeburg einen Arbeiter erschoss, der andere in Stettin einen freitenden Arbeiter erschoss, vom Gericht kein Gärchen gekrimmt worden. Auch die in „christlichen“ und „kirchlichen“ und „christlichen“ Gewerkschaften organisierten Arbeiter rufen nicht nach diesem verschärften Schutz. Sie sind sich ebenso, wie die unorganisierten „Arbeitswilligen“ völlig bewußt, daß die bestehenden Gesetze und die Behörden, die, wenn es gegen die freiorganisierten Gewerkschaften geht, ganz auf ihrer Seite stehen, mehr als genügen, um sie gegen wirkliche Uebergriffe zu schützen. Nein, die Auser im Streit, die sich als die Schützer der Arbeitswilligen aufwerfen, sind die Beauftragten der Unternehmer und ihrer Verbände, jener Leute und Organisationen, die selber durch Absperrungen kalten Blutes Tausende von Arbeitswilligen aus Arbeit und Brot stoßen oder durch schwarze Listen von Ort zu Ort, von Betrieb zu Betrieb heben, jener Leute, die nichts davon wissen wollen, daß die Hunderttausende ehrenhafter Arbeitswilligen, die durch die Streiks arbeitslos gemacht sind, durch eine staatliche Arbeitslosenversicherung geschützt werden sollen. Diese Leute, die an und für sich, durch ihren Reichtum und ihr wirtschaftliches Uebergewicht, schon eine ganz andere Macht als ein Arbeiter darstellen, sind selber fest organisiert und alles andere als zimperlich gegen diejenigen ihrer Klassenossen, die sich nicht gutwillig der Unternehmerorganisation anschließen wollen. Sie bestimmen sich keinen Augenblick, diese unorganisierten Unternehmer durch Drohmittel und geschäftliche Schädigungen in die Unternehmerorganisation hineinzuzwingen. Diese Leute, die in ihren eigenen Reihen in der unerschämtesten Weise terrorisieren, die rufen jetzt nach Schutz der Arbeits-

willigen! Und sie berufen sich dabei auf Streikvergesse, für die, soweit welche vorgekommen, sie selber das größte Verschulden trifft, weil sie häufig genug das verlumteste Streikbrechertum in Fabrik und Werkstatte unterbringen und ausbrüchlich zu Gewalttätigkeiten ansetzen, dadurch, daß sie sie mit Waffen gegen die Streikenden ausrüsten.

Und diesem Bewaffneten, von den Behörden beschützten Aufmarsch des Streikbrechertums soll ferner in die Hand gegeben werden, ehrliche Arbeiter mehr noch als bisher den Fängen der Polizei, den Schärfen der Gerichte zu überliefern?! Woher, weil ein Arbeiter sich in der Hitze und Leidenschaft des Kampfes, eines Kampfes, bei dem er von edlen, guten Motiven geleitet wird, sich zu einem unüberlegten Wort, vielleicht auch nur zu einem schiefen Blick gegen seine Majestät den Streikbrecher verleiten läßt! Dabei ist genügend nachgewiesen, daß gegen Streiksünder die Gerichte bereits mit einer so barbarischen Härte vorgehen, daß bei jedem denkenden Menschen das Vertrauen in die Gerechtigkeit der Justiz längst verstimmt ist. Wahrlich, wenn irgend wer geschützt werden muß, dann ist es höchste Zeit, den Streikenden genügend Schutz angedeihen zu lassen — ihnen wenigstens einen Teil jenes staatlichen Schutzes zu geben, den das Gesetz überzertene Unternehmer und Streikbrecher, hauernde und schleichende Polizeisten und Leutnants in so hohem Maße genießen.

Statt dieses Schutzes drohen hubenhafte Angriffe auf die winzigen Rechte der Arbeiter, eine Massengesetzgebung, die die unteren Schichten in den verzeigtesten Kampf treiben muß.

Am preussischen Abgeordnetenhause hat der alte Kaiser der Arbeiterschaft, der Freiherr v. Zedlitz, bereits erklärt: nicht prinzipiell und scharf genug könne die schädliche und verwerfliche Arbeitslosenversicherung bekämpft werden, ein viel besserer Schutz der Arbeitswilligen müsse angestrebt werden, die Straßen und Plätze müssen bei Streiks freigehalten (die Streikposten verhaftet), die Gewerkschaften zivilrechtlich haftbar gemacht werden, nicht neue Rechte für die Arbeiterschaft — „die Arbeiterklasse hat mit dem Reichstagswahlrecht schon weit mehr Recht als ihr gebührt“. „Im Reich gibt's Sturm, wir stehen vor schweren Kämpfen!“

Diesem alten Hecker hat der als genau so arbeitserfindlich bekannte Polizeiminister in Preußen, v. Dallwitz, erwidert, daß alle die gewünschten scharfen Weisungen aus der Polizeibehörden zum Vorgehen bei Streiks bereits ergangen sind, daß überall Polizeiverordnungen bestehen, ähnlich wie bei den letzten Streiks im Rheinland (Bergarbeiter, Färber in Crefeld) vorgegangen . . .

„Im Reich gibt's Sturm, wir stehen vor schweren Kämpfen!“ — das Stimmungsbildometer der Herrschenden weist darauf hin Gut, beim Stürmen ist ein wesentlicher Faktor die Macht der Zahl. Wenn unsere Gewerkschaften und die Partei die Zahl der Massen zum Kampfe aufrufen, um im höchsten sittlichen Protest den Herrschenden zugurufen: Die Hände weg von unseren winzigen Rechten! dann wollen wir Frauen nicht fehlen. Wir müssen erkennen, daß die schwere Gefahr, die dem Koalitionsrecht droht, direkt die Existenz und die Lebenshaltung unserer Familie bedroht.

Wenn es also gilt, der entfesselten, zügellosen Volksfeindschaft im Sturm die besseren Kräfte des Volkes entgegenzusetzen, dann wollen wir Frauen nicht beiseite stehen!

Sozialdemokratische Kommunal- „Mißwirtschaft“.

Die neue heftige Städteordnung gewährt auch den Frauen einen freilich recht bescheidenen Anteil am kommunalen Leben. Danach dürfen in städtische Verwaltungsdputationen für das Armenwesen, für Unterrichts- und Erziehungsweesen, Gesundheitspflege und Krankenhausweesen volljährige, in der Gemeinde wohnhafte Frauen bis zu einem Viertel der Mitglieder dieser Deputationen gewählt werden. Die weiblichen Mitglieder sind den männlichen in den Deputationen völlig gleichberechtigt. Von diesem neuen Recht der Frauen hat jetzt als erste heftige Stadt Offenbach, das bekanntlich eine sozialdemokratische Stadtverordnetenmehrheit hat, Gebrauch gemacht. Bei der dieser Tage erfolgten Neubildung der Deputationen sind zunächst in sieben derselben Frauen gewählt worden und zwar in die Deputationen für das Armenwesen, das Kranken- und Verjorgungshaus, für die städtischen Anlagen und Friedhöfe, die städtische Kindermilchankalt, die Kleinfinderkalt, die städtischen Badeanstalten und die Stadtbibliothek. Es wurden überall bürgerliche und proletarische Frauen in gleicher Zahl in die Deputationen gewählt mit Ausnahme der Armendeputation, wo die Arbeiterfrauen die größere Zahl Vertreterinnen erlangten. Für acht weitere Deputationen und zwar für den städtischen Schlacht-